

Peter Paul Kaspar

Fragmente zum Wahren, Guten und Schönen

♦ „Das Leben ist schön“ – mit diesem Arbeitstitel, übernommen vom gleichnamigen Film von Roberto Benigni – traten wir an den Autor mit der Bitte heran, er möge uns einen Essay schreiben, welche Bedeutung das Thema Schönheit in existenzieller Hinsicht habe. Was der Autor uns übergeben hat, ist ein Text, der wie ein durch die Landschaft mäandernder Fluss jene großen Begriffe umspült, von denen wir gelingendes Leben erwarten: vom Wahren, Guten, Schönen, vom Trost, von der Treue. Nicht im Ganzen, sondern im Fragmentarischen liegt für den Autor die Bedeutung dieser Grundwörter. (Redaktion)

Ein Fragment über den Trost

Vorweg eine Begebenheit, wie sie bei einem Menschen, der eine künstlerische Tätigkeit ausübt, zu den bleibenden Eindrücken gehört: Ich hatte an der barocken Egedacher-Orgel zu St. Michael in Steyr Passionsmusik von Johann Sebastian Bach gespielt. Nach dem Konzert kam eine ältere Frau auf mich zu und bedankte sich mit Tränen in den Augen für das Orgelspiel. Sie habe einen Schicksalsschlag erlitten, komme kaum darüber hinweg – aber die Musik habe sie getröstet. Ich war verwirrt, ein wenig gerührt, bedankte mich und ging nachdenklich davon. Es war etwas ganz anderes, als sonst mit Lob, mit Applaus oder in Rezensionen gesagt wird. Es war offensichtlich auch weniger wichtig, ob ich nun gut, fehlerhaft oder gar schlecht gespielt hätte. Es war im Spannungsfeld mehrerer Faktoren etwas geschehen, in einem Kräftefeld vielleicht, und mein Anteil daran war vermutlich gar nicht so bedeutend, wahrscheinlich auch austauschbar. Seither denke ich verstärkt darüber nach, was sich da ereignet, wenn auf dem Weg über künstlerische Ereignisse Men-

schen berührt, vielleicht auch erschüttert, und manchmal sogar getröstet werden.

Zuerst zum konkreten Ereignis: Es war wenige Tage vor Ostern, und deshalb spielte ich rund um zwei größere Orgelwerke (Präludium und Fuge, Choralvariationen) eine Reihe von Choralvorspielen zur Passionszeit, darunter das einzige, dessen Melodie „O Haupt voll Blut und Wunden“ man auch aufs erste Zuhören erkennt. (Bei Bach trägt es den Titel „Herzlich tut mich verlangen“.) Es mag wohl das Wiedererkennen eines bekannten Kirchenliedes sein, das bei gläubigen Menschen der Auslöser für tiefere Gefühle sein kann. Vielleicht war es auch etwas ganz anderes – der hohe barocke Raum, die reiche Welt der Bilder und Skulpturen der ehemaligen Jesuitenkirche, der edle Klang des barocken Instruments. Auf jeden Fall wurde zu dieser Stunde in einem verletzten und trauernden Menschen etwas bewirkt, das wir am ehesten „Trost“ nennen könnten. Wer öfters mit leidenden oder trauernden Menschen zu tun hat, wird wissen, dass man solchen Trost nicht ganz einfach durch die eine oder andere Methode, durch bestimmte Formeln oder Handlungen herbeiführen kann.

Trost ist „psychotechnisch“ kaum durchführbar. Wenn er gelingt, dann nur durch eine bestimmte Art der Zuwendung – nicht unbedingt mit Worten, vielleicht durch Berührung, durch Gesten, mit Einfühlungsvermögen und in authentischer Rede. Vielleicht auch im Zuhören, im gemeinsamen Schweigen – letztlich durch Anwesenheit.

Hier aber war es Musik, die trösten konnte: also die Sprache der Töne, Melodien und Rhythmen. „Klangrede“ – um es mit jenem Wort des Barockkomponisten und Schriftstellers Johann Mattheson zu benennen, das Nikolaus Harnoncourt in letzter Zeit zu neuem Leben erweckt hat. Tatsächlich habe ich mehrmals erlebt, dass Musik auch dann trösten konnte, wenn die Worte vergeblich waren. Und wahrscheinlich wird es kaum Musikfreunde geben, die nicht da oder dort im Leben Musik als aufrichtend, beruhigend und tröstend erlebt haben. Wer solche Erfahrungen gemacht hat, wird dabei festgestellt haben, dass es nicht fröhliche Musik ist, die einen traurigen Menschen berührt, sondern eher ernste, wenn nicht gar selbst traurige Musik. Es geht also nicht darum, die Trauer zu über-tönen – oder gar zu überdröhnen –, sondern um einen gewissen Einklang zwischen dem, was einen bedrückt, und dem, was trösten kann. Der Schmerz will also nicht bekämpft oder betäubt werden, sondern er kommt in der Klangrede zu Wort. Wenn die Musik mein Leid wiedergibt oder nachklingen lässt, fühle ich mich verstanden.

Junge und noch wenig erfahrene Menschen meinen vielleicht, man könne aus einer Traurigkeit oder einem Misserfolg herausfinden, wenn man sich ablenkt, wenn man etwas Lustiges unternimmt oder Spaß und Unterhaltung sucht. Doch es wird meist nicht mehr als eine kurzfristige Ablenkung, nur eine vorübergehende Betäubung sein, die man findet. Aber

wenn man sich „den Schmerz von der Seele redet“ – hier verrät schon das Sprachspiel die Lösung –, dann wird man zwar nicht sofort schmerzfrei sein, doch man bleibt auch nicht allein und isoliert. Allein und unverstanden zu sein, verschärft den Schmerz. Verständnis und Anteilnahme lässt ihn zwar nicht verschwinden, macht ihn aber leichter erträglich. Um das Wort „Trost“ auf die Wortwaage zu legen: Oberflächliche Anteilnahme kann bloß „ver-trösten“, den Schmerz betäuben oder irgendwie verschieben. Wirklicher Trost ist – wenn überhaupt – nur durch Anteilnahme möglich. Zwar ist geteiltes Leid noch lange nicht halbes Leid. Doch ist mitgeteiltes Leid leichter zu ertragen, zu bewältigen. So viel – oder so wenig – zum Trost.

Ein Fragment über die Treue

Die Wortgeschichte mag noch hilfreich sein: „Trost“ ist etymologisch verwandt mit dem englischen Wort „tree“, mit dem deutschen „Teer“ und vor allem mit der „Treue“. Das Bild eines Baumes, fest im Erdreich verwurzelt, von dort her die Nahrung beziehend, stark und widerstandsfähig in den Himmel ragend, zugleich stämmig und biegsam, in elastischer Stärke Wind und Wetter trotzend – all diese Gegebenheiten machen Trost und Treue zu starken Tugenden. Oder um auch dieses Wort wörtlich zu nehmen: zu Tauglichkeiten. Wenn man der Tugend den schwächlich-schüchternen Nimbus nimmt, dann erkennt man in ihr die Stärke, mit den Widrigkeiten des Lebens umzugehen, dem Schmerz und dem Versagen zu trotzen und auf diese Weise vital – also „lebensfähig“ zu bleiben. Die Sprachgeschichte zeigt an diesen Beispielen, dass eine christliche Tugendlehre nicht von den Schwächen und Harmlosigkeiten

einer harmonischen Existenz dominiert wird, sondern von der inneren Stärke, den Widrigkeiten des Lebens Glück, Erfüllung und Liebe abzutrotzen.

Hier sind wir – in weltlicher Sprache geredet – bei dem angelangt, was die Religion mit dem „Glauben“ meint: Nicht in flacher und bedauerlicherweise weit verbreiteter Weise das „Fürwahrhalten“ von Glaubenssätzen, das sich in kümmerlicher Angst vor dem Irrtum an Formeln klammert, die Momentaufnahmen in der Geschichte der Glaubenssuche sind. Aus der Wortverbindung von „Glaube und Treue“ hört man noch die innere Stärke, die dem Glaubenden hilft, den Willfähigkeiten des Lebens zu trotzen, mit Schuld versöhnend umzugehen und den Unsinnigkeiten des Schicksals einen Sinn abzugewinnen. Man kann sogar im Glauben – also auch im christlichen Credo – den Trotz erkennen, mit dem man sich weigert, in die allgemeine Beliebigkeit einzustimmen, bloß einfältigen Gehorsam zu üben und möglichst wenig aufzufallen. Aber auch die Weigerung, einem allgemeinen Gefühl der Sinnlosigkeit nachzugeben und die Vergleichenheit allen Mühens und Suchens zu bejammern. Diese Weigerung ist auch eine Absage an jeglichen politischen, kulturellen oder konfessionellen Konformismus. Gerade ein Christ müsste deshalb ein „aufmüpfiger“ Mensch sein – wie man das im Jargon der Jahre um 1968 nannte.

So gesehen ist das christliche Credo nicht nur eine Zusage, sondern auch eine Absage – also weder ein bedenkenloser Gehorsam gegenüber ungeprüften kirchlichen Autoritäten, noch ein blindwütiger Protest gegen „die böse Welt“ oder was man dafür hält. Die Wortgeschichte ist auch hier hilfreich: Denn der „Protest“ ist eigentlich ein Zeugnis „für“ (pro) etwas. Der Protest „gegen“ etwas bleibt bloß eine

blinde Wut, wenn er nicht angeben kann, wofür er steht. Der Kampf gegen etwas ist nur sinnvoll, wenn er auch ein positives Ziel hat. Und hier stehen Bewegungen, die sich für den Menschen und die Menschlichkeit einsetzen, vor dem bösen Dilemma, dass der Protest gegen etwas in der Regel attraktiver ist als die Zustimmung zu etwas. Zugespitzt ausgedrückt: Sich für Humanität einzusetzen, also für Menschenrechte, für Schwächere und Bedürftige, für Gerechtigkeit und Chancengleichheit, ist irgendwie selbstverständlich (nicht wirklich, aber rhetorisch) und gewöhnlich. Aber gegen etwas zu sein – also auch gegen etwas zu „kämpfen“ –, ist wesentlich spannender, aufregender, ja sogar in einem bösen Sinn „unterhaltsam“. Die Tugend hat stets die Hypothek der Langweiligkeit zu tragen.

Das war nun – es soll eingestanden sein – der Weg durch einen Seiteneingang: Über das gelingende und gelungene Leben nachzudenken, setzt beim Misslingen an. Dem Wesen des Glücks kann man auch auf dem Umweg über das Unglück auf die Spur kommen. Und das „Wahre, Gute und Schöne“ – man wagt ja kaum mehr, diese harmonische Dreifaltigkeit zu benennen – erschließt sich vielleicht heutzutage besser auf der dunklen Folie von „Lüge, Bosheit und Hässlichkeit“. Erst der Gegensatz dessen, was uns leiden macht, erschließt uns den tieferen Sinn der Sehnsucht nach dem Gelingen und Erfüllen. Musikalisch geredet: Ohne Dissonanz wäre die Harmonie keine. Erst die Spannung führt zur Auflösung. Der Schmerz der Sehnsucht weist den Weg zum Glück der Erfüllung. Auch wenn eine quantitative Lebensbilanz entmutigen könnte: Es gibt so viel Sehnsucht und so wenig Glück, viel Erwartung und wenig Erfüllung, viel Dissonanz und wenig Konsonanz, viel Schmerz und wenig Hei-

lung, viel Zweifel und wenig Glauben, viel Einsamkeit und wenig Liebe.

Ein Fragment über das Wahre

Beim Nachdenken über das Wahre fällt wenigstens dem bibelfesten Menschen der sprichwörtliche Stoßseufzer des Pilatus ein: Was ist Wahrheit? Oder war es ein rotziger Widerspruch – oder die Skepsis des Philosophen? Was ist schon Wahrheit – wo und wie auch immer es sie geben mag – angesichts unserer menschlichen Beschränktheit? Ich gestehe hier – als skeptischer Theologe –, dass ich das vollmundige Auftrumpfen mit der Wahrheit stets etwas kläglich empfinde. Das gilt sowohl für die juristische Formel „die Wahrheit, die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit“ als auch für die hierarchische Rede von den „Glaubenswahrheiten“. Verrät hier nicht schon der Plural die Unzuverlässigkeit rationaler Wahrheitssuche? Sollte nicht die Wahrheit etwas Einmaliges und Kostbares sein? Verrät nicht die Rede von den vielen Wahrheiten die Vergänglichkeit des Wunsches, die Wahrheit zu besitzen? Scheinbar endgültig formuliert und unüberbietbar in sprachliche Formeln gepresst – und dennoch nur eine Momentaufnahme in der menschheitsalten Suche nach dem Wahren.

Das Wahrheitspathos bröckelt im Versuch, der Wahrheit näher zu kommen, indem man sie als Ziel des Suchens begreift – nicht aber als endgültigen Besitz. So kann man sogar den verschrobensten Dogmen der Theologiegeschichte einen gewissen Sinn abgewinnen. Wenn ich ihre Zeit- und Entstehungsgeschichte bedenke, weiß ich wenigstens die Suchbewegung zu schätzen, welche zu einer Formel geführt hat, die uns heute fragwürdig erscheint. Ich weiß mich da durchaus in der Ketzerzone, fühle mich

aber ermutigt in einem Jesuswort: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich.“ Unter dieser Perspektive lebe ich in einer Kirche, die so wie jede Glaubensgemeinschaft nie vollständig und endgültig „im Besitz der Wahrheit“ ist, sondern stets „auf der Suche nach der Wahrheit“. Hoffentlich! Und wenn ihr das bewusst ist, dann kann sie „alleinseligmachende“ und „unfehlbare“ Attitüden unterlassen und sich demütig in den menschheitsalten Strom der Suchenden einreihen.

Dann endlich begreift sie, dass sie nicht allein und isoliert unterwegs ist, sondern gemeinsam mit anderen gutwilligen Menschen in den verschiedenen Religionen und Weltanschauungen. Das ermöglicht auch dem gläubigen und engagierten Christen, in allen Menschen guten Willens Weggefährten zu sehen. Das verbietet aber zugleich jeden Fundamentalismus – ob theistisch oder atheistisch. Das verbindet den suchenden Gläubigen auch mit dem Agnostiker, der sich in der Wahrheitssuche chancenlos sieht. Vielleicht empfindet er sogar sich selbst als einen Agnostiker – allerdings einen mit einer Hoffnung über den Tod hinaus. Ist nicht jeder intellektuell redliche Gläubige auch ein Skeptiker seines eigenen Glaubens? Hier öffnen sich unerwartete Verwandtschaften: Der gläubige und der ungläubige Agnostiker einerseits – der fundamentalistische Gläubige mit dem kämpferischen Atheisten andererseits.

Ein Fragment über das Gute

„Was fragst du mich nach dem Guten? Nur einer ist der Gute.“ In dieser Antwort, die Jesus von Nazaret einem Fragenden und Suchenden gibt, steckt eine ähnliche Skepsis gegenüber dem Plural. Ähnlich der

einen Wahrheit und den vielen Wahrheiten ist es mit dem Guten: Es gibt nur Fragmente. Weder sind wir – immer und total – gut, noch wahrhaftig. Unsere Güte – hier streng und wörtlich verstanden – gelingt uns, hoffentlich und oft nur mühsam, immer wieder und doch nie ganz, endgültig und vollkommen. Die ethische Herausforderung ist ja keine breite und bequem zu begehende Straße, sondern ein mühsamer Steig mit vielen Irr- und Abwegen, zahlreichen Gelegenheiten zu stolpern oder gar abzustürzen, mit raren Lichtblicken vielleicht und selten genug dem Ausblick auf einen fernen Gipfel – ohne große Gewissheit auf einen strahlenden Sieg.

Denn die moralische Geschichte der Menschheit ist eine Folge von Katastrophen und Niederlagen – der individuelle ethische Lebenslauf belässt die Niederlagen wenigstens häufig in verborgener Diskretion. Vor seinem Gewissen und vor Gott steht wohl selten ein Mensch als ein strahlender Sieger über Sünde und Bosheit da. Es ist eher die Sehnsucht nach dem Guten, die den Menschen adelt, als das große Gelingen. Und die Kraft, nach dem Misslingen neu zu beginnen. Hoffnung geben jene Religionen und Weltanschauungen, die nicht bloß das Misslingen tadeln, sondern auch vergeben, heilen und aufrichten können. Bisweilen sind es die höchsten Maßstäbe, hinter denen sich die tiefsten Sündenfälle verbergen.

Die Demütigung, die gegenwärtig der katholischen Kirche widerfährt, bei ihren sehr hohen ethischen Ansprüchen gerade in ihren klerikalen Eliten epidemisch schuldig geworden zu sein, wird von den Hierarchen noch keineswegs verstanden: Hier wäre „Kirchenbuße“ als Kirchenreform gefordert. Das, was man im sonstigen Sprachgebrauch die „tätige Reue“ nennt, lässt in der real existierenden katholischen

Kirche allzu lange auf sich warten. „Vergebungsbitten“ und andere reumütige Wortspenden können nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Reue „in der Tat“ ausbleibt. Im alten Sprachspiel der – bezeichnenderweise weithin verblichenen – Beichte steht von den fünf stabgereimten Elementen des Sakraments (besinnen/bereuen/beichten/büßen) das Bessern aus. Eine bessere Kirche darf vom Kirchenvolk begehrt werden.

Ein Fragment über das Schöne

Die Rede von der Schönheit und der Sehnsucht nach dem Schönen scheint mehr zu versprechen, als sie halten kann. Denn weder lässt sich verbindlich festlegen, was als schön zu gelten hat, noch verstummt unsere Sehnsucht, wenn wir etwas – vielleicht auch nur vermeintlich – Schönes gefunden haben: Kaum haben wir gefunden, schon sind wir wieder auf der Suche. Hier zeigt sich der Suchtcharakter der Sehnsucht deutlich: Die Sehnsucht wird nie gestillt. Wie ja auch die Alkoholsucht oder die Drogensucht nie gestillt wird. Um es geradezu schmerzhaft kurz zu sagen: Die Sehnsucht ist eine Krankheit, ein Mangel, ein Bedürfnis – unheilbar, unbehebbar, unstillbar. Eine Krankheit, von der alle Menschen befallen sind, die sich noch nicht abgestumpft haben gegen die Suchbewegungen der Seele. Die Sprachgeschichte offenbart es uns: Die Worte „Sucht“ und „Sehnsucht“ kommen nicht von „suchen“, sondern von „siech“, dem alten Wort für Krankheit. Des Menschen Seele ist krank, unvollständig, bedürftig: Sie sehnt sich nach Glück. Aber das Glück ist selten, flüchtig und kurz.

Die Enttäuschungen sind vorherzusehen. Unsere Sehnsucht treibt uns an wie einen Hamster im Drehkäfig. Es ist eine ewige Suche, ein ständiges Begehren, ein

unstillbarer Appetit, gesteigert zum Hunger und exzessiv in der Gier. Die Philosophien und Religionen haben versucht, das innere Tier zu bändigen: durch Rationalität und Beherrschung, durch Askese und Meditation, durch Reflexion und Mäßigung, bis hin zum gewalttätigen Eingriff und zur Einschränkung der Freiheit. Die bürgerliche Welt erfand Ersatzbefriedigungen in Sport und Politik, in Konsum und Medien, durch Selbstmanipulation in Drogen und in der Bewusstseinsindustrie. Doch auch in den extremen Positionen zwischen exzessivem Vollzug und totalem Verzicht – sozusagen zwischen Bordell und Kloster – ist kaum Frieden zu finden. Befriedigung findet kaum statt – und wenn, dann nur für kurze Pausen in der Ermüdung der Sinne. Nur selten finden sich Freiräume der Seele in Kunst oder Meditation, vielleicht in stellvertretender Aktivität, im sozialen oder spirituellen Engagement.

Natürlich ist die Frage falsch gestellt: Denn, wenn das Leben schön sein soll, wird nicht die Ästhetik erfragt, als ob das eine Leben schön oder das andere hässlich wäre. Auch nicht in dem Sinn, als ob es für ein paar Stunden hässliches und für andere Stunden ein schönes Leben gäbe. Hier wird eher nach dem Guten, vielleicht auch nach dem Gelingen gefragt. Wenn einer sagt „Das Leben ist schön!“, dann will er ja kein ästhetisches Werturteil abgeben, sondern meint eher, dass er es gut findet, zu leben. Wenigstens für den Augenblick. Er bekundet seine Freude am Leben. Vielleicht auch nur: Ich lebe gerne und es ist gut, dass ich noch nicht tot bin! Diese Zustimmung zum Leben – ob man es nun gut oder schön finden mag – hat mit Glück zu tun. Sowohl mit dem Glück, das man hat – etwa im Spiel. Aber auch mit dem Glück, das man erfährt – etwa in der Liebe. Kluge Menschen schütteln daher über die Naivi-

tät der Frage den Kopf, wenn sie jemand fragt, ob sie glücklich seien.

Sie antworten vielleicht mit einer Nachdenklichkeit über das Gelingen: Das eine oder andere mag mir im Leben geglückt sein. Vielleicht kann ich sogar irgendwann einmal finden, dass mein Leben insgesamt gelungen ist – trotz aller Dissonanzen und Katastrophen. Aber Glück ist kein Dauerzustand. Wir kennen nur Augenblicke des Glücks – stets kurz und flüchtig. (Wie das berühmte Vögel im Wienerlied.) Kein Leben ist im Ganzen glücklich: Es beginnt in extremer Bedürftigkeit, in der Symbiose im Mutterleib, mit der geradezu gewalttätigen Austreibung der Geburt, in der totalen Hilflosigkeit des Säuglings. Und es endet ähnlich kläglich in einer der vielen Variationen zwischen Entschlafen und Verenden. Ein glückliches Leben gibt es nicht. Ein geglücktes vielleicht. Unser Haschen nach Glück wird wohl nicht ganz vergeblich gewesen sein. Aber der strahlende und anhaltende Erfolg bleibt versagt. Kohelet, der melancholische Skeptiker der jüdischen Bibel, mag als Beispiel dienen: „Es ist alles eitel und ein Haschen nach Wind.“

Ein Fragment über das Fragmentarische

Ein barockes Schlusswort und eine Rückkehr zur Musik: Unter Georg Böhms Variationswerken – er war hierin ein Vorbild für Johann Sebastian Bach – findet sich eine Kette von 14 Partiten über die Aria „Jesu du bist allzu schöne“. Der Titel kann einen heutigen Menschen durchaus zum Schmunzeln bringen. In heutiger Lesart ist man versucht, gleich drei Fragen zu stellen: War Jesus eigentlich schön? Und: Kann man „allzu“ schön sein? Zuletzt: Geht es nicht bei Jesus um das Wahre und Gute –

das könnte ja auch ein hässlicher Mensch vertreten? Ein Kenner der barocken Rhetorik wird die Fragen natürlich anachronistisch finden. Und er wird vielleicht sagen, dass die – wenigstens die „klassische“ – Schönheit das Wahre und Gute zum Augenschein bringt. Also etwas sichtbar, hörbar, sinnlich erfahrbar macht, was im Menschen als Urbild und Sehnsucht steckt. Wenn schon die Wirklichkeit so selten wahr, gut und schön auftritt, so ist diese klassische Trias wenigstens das Substrat unsrer Sehnsucht. Und diese Sehnsucht wird – sogar und besonders deutlich – im Dissonanten, im Schmerzlichen, im Verstörenden spürbar. So ist sogar „Lüge, Bosheit und Hässlichkeit“ in der Verneinung des „Wahren, Guten und Schönen“ ein Beleg für die tiefere Sehnsucht nach Harmonie, Glück und Liebe.

Die barocke Partita, in der sich eine schlichte Melodie zu einer Variationsreihe erweitert, mag als Metapher dienen: Stückwerk ist unser Leben. Wir leben und lieben in Fragmenten, in Bruchstücken – doch es bleibt beim Versuch. Wir versuchen zu glauben, versuchen zu hoffen, versuchen zu lieben. Und scheitern immer wieder. Was uns gelingt, bleibt unvollkommen. Wenigstens im Hier und Jetzt. Die Sucht nach Endgültigem und Vollkommenem ist ein leerer Wahn. Wenigstens im Hier und Jetzt. Doch das ist der Unterschied zwischen Sucht und Suche: Solange wir uns an Fragmenten freuen können, bleibt unsere Suche – bei noch so sparsamen Funden – sinnvoll. Oder in der Sprache des Korintherbriefes bei Paulus: „Jetzt erkennen wir nur in Fragmenten. Wenn aber das Vollendete kommt, vergeht alles Fragmentarische ... Dann aber werde ich ganz erkennen, so wie ich auch ganz erkannt worden bin.“ Pars pro toto.

Unter den vielen Fragmenten der Kunst gibt es drei nicht fertiggestellte und

dennoch aufregend vollendet unvollendete Werke: Bachs Kunst der Fuge, Mozarts Requiem und Schuberts h-moll-Sinfonie. Mozarts Totenmesse wurde noch von seinem Schüler Süßmayr nach vorhandenen Skizzen und mit großem Respekt ergänzt. Den beiden Sätzen von Schuberts „Unvollendeter“ möchte man die beiden fehlenden Sätze gar nicht mehr anfügen. Nur Bachs großem Fugenwerk, das eigentlich als reine Notenschrift ohne Angabe von Instrumenten existiert, fehlt ein Schluss. Es bricht mitten im Fluss der letzten groß angelegten Fuge ab. Der Sohn Carl Philipp Emanuel vermerkte später nur: „Über dieser Fuge, wo der Name B A C H im Contrasubject angebracht worden ist, ist der Verfasser gestorben.“ Man sollte Fragmente nicht verachten. Sie sind unserer fragwürdigen und zerbrechlichen Existenz näher als das vollkommen und glatt Vollendete.

Ein Fragment über die Musik

Hier erklärt sich endlich das Sagen und Schreiben für inkompetent und übergibt das Wort der Klangrede – etwa in Bachs höchst artifizieller, aber doch nicht fertiggestellter „Kunst der Fuge“, in der die Klangrede mitten im schönsten Fluss der letzten großen Fuge verstummt. Unvollendet ...

Der Autor: *Prof. Peter Paul Kaspar, geb. 1942 in Wien, Studium der Musik und Theologie in Wien und Innsbruck, Akademiker- und Künstlerseelsorger der Diözese Linz, Lehrtätigkeit an der Anton Bruckner Universität Linz, Rektor der Ursulinenkirche Linz, Konzerte als Organist und Cembalist, Autor von mehr als 30 Büchern über Religion, Kultur und Musik, zuletzt „Klangrede – Musik als Sprache“ (Styria 2008).*